

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

116 (21.5.1921) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Ueber einen seltenen Zweig Schwarzwälder Volkskunst, die Glasmalerei, schreibt Karer Rögge in „Mein Heimatland“, von der soeben das erste Heft des neuen Jahrgangs erschienen ist: Sehr bedauerlich ist, daß früher für die Erhaltung von Gebäuden der Volkskunst, z. B. der Glasmalerei, gar so wenig geschehen ist. Man hielt es eben für ganz natürlich und selbstverständlich, daß diese Dinge da sind, und meinte, es könne gar nicht anders sein. Man dachte gar nicht daran, daß man sich später einmal um solche Dinge besonders interessieren könne. Aber siehe, heute ist fast alles verschwunden, was eine recht beachtenswerte Schwarzwälder Volkskunst einst herorgebracht hat. Profugierige Altertumsforscher (sie nennen sich gerne Sammler) haben den ganzen Schwarzwald bis in die entlegensten Höfe abgelaufen und alles zusammengekauft, was ihnen irgendwie wertvoll erschien. Selten ist noch ein altes Stück anzutreffen. Wo aber in Nötenbach ein solches noch vorhanden ist — Ich meine hier ausschließlich die alten Hinterglasgemälde; mehr ist ja nicht mehr da — wird es, Gott sei Dank, meiner Mahnung entsprechend gehütet. — In der Regel ist es die Pietät, die hier den alten Sachen Schutz gewährt und Verbleib im Hause sichert, seltener eine zu große Wertschätzung, die für den betreffenden Bogenhand einen zu hohen Preis fordert. „Es gehört ins Haus von alterher“, sagen die Leute, „wir können uns nicht davon trennen, wir gebens nicht her“. Recht so! Wo die Leute so sprechen, da sind die betreffenden Dinge in guter Hut. Wo ich aber noch ein Glasgemälde von Benedikt Winterhalder hier antreffe, da schreibe ich auf die Rückseite ein Wort zur näheren Aufklärung, dazu einen Segen für die Nachkommen, die das Bild treu hüten und bewahren und nach der Sitte alter Zeiten auch einen kräftigen Fluch für diejenigen, die es in schöner Geldgier und Gewinnlust verkaufen. Es hat lange Zeit gedauert, bis ich auf diese Hinterglasgemälde recht aufmerksam geworden bin. Sie waren mir zwar durch ihre schönen satten Farben und nicht weniger durch ihre mangelhafte Zeichnung aufgefallen, aber daß sie Erzeugnisse einer einheimischen Volkskunst seien — das erfuhr ich erst nach einigen Jahren. Und wie anders schaue ich sie jetzt an! Wollten sie mir vorher nicht recht gefallen, so haben sie nun mein größtes Interesse, und wie oft sehe ich jetzt betrachtend vor diesen Bildern! Man muß eben Aug und Ohr recht zu gebrauchen wissen, dann wird man vieles finden, was einem die Heimat interessant erscheinen läßt.

Seltene Rauchkuren. Wir, die wir Pfeife, Zigarren und Zigaretten rauchen, nehmen ohne weiteres an, daß diese Methoden die einzigen sind, um den Tabak zu genießen. In Wahrheit aber kennen die unzivilisierten Völker noch eine ganze Reihe anderer Mittel, dem Rauchgenuss zu fröhnen. Wer denkt beispielsweise in Europa daran, die Zigarre mit dem angezündeten Ende in den Mund zu stecken? Und doch ist das das übliche Verfahren bei den Philippinen, benachbarten Eingeborenen. Einige Stämme, die auf den schneebedeckten Höhen des Himalaya heimisch sind, graben durch das Eis eine Art unterirdischer Galerien, füllen diese mit Tabak und zünden diesen an. Dann lagern sie sich am Munde der Galerie und atmen mit vollen Lungen den dieser entweichenden Rauch ein. Die Einwohner der Halbinsel von Kap-York in Australien füllen ein ausgehöhltes, einen Meter langes Bambusrohr mit Tabak, setzen diesen in Brand und schmauchen solange, bis sie berauscht zu Boden sinken. Die Indianer-Frauen in Paraguay kauen beständig dicke Tabakblätter, die sie aus dem Mund nehmen, wenn sie einer Freundin begegnen, der sie mit dem zerkaute Blatt ein dankbar aufgenommenes Geschenk machen.

Witz und Humor

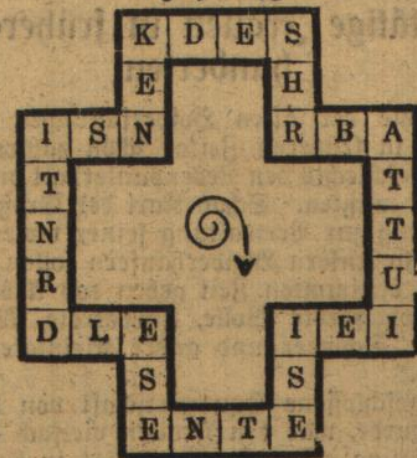
Da hat er's, Arzt (zum Hotelier): „Wie — für dieses arme Diner mit drei Gängen lassen Sie sich 25 Mark zahlen?“ — „Aber Herr Doktor — so viel verlangen Sie ja für einen Gang!“

Die kleine Dexe. Die Mutter schalt Did, weil er sein Schweiterchen Elsie geschlagen hatte. „Sie hats verdient“, erklärte Did trohig, „denn sie hat mich betrogen.“ — „Betrogen? Wie?“ — „Wir spielten Adam und Eva, und sie sollte mich mit einem Apfel verführen. Sie hat mich aber nicht verführt, sondern ihn allein gegessen.“

Kindermund. Die gute, aber begüterte Großmama besucht die Enkelkinder. Der Jüngste sagt: „Großmama, mach' einmal die Augen zu!“ — „Was tut sie.“ — „So, jetzt mache sie wieder auf.“ — „Warum denn, mein Kind?“ — „Wir sind jetzt reich!“ — „Wie, mein Kind?“ — „Papa hat gesagt, wenn die Großmama die Augen zumacht, sind wir reiche Leute.“

Druckfehler: Hermann Winter. Druck und Verlag von W. G. Gie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellede Auszahlungsfrage



Mit einem E beginnend, zähle man von links nach rechts herum, immer um eine bestimmte Anzahl von Feldern weiter, wobei jedoch einmal ausgezählte Buchstaben nicht mehr mitrechnen. Bei richtiger Lösung erhält man alsdann ein bekanntes Wort.

Zahlen-Rätsel

1	8	10	9	5	=	Planet	
2	6	8	10		=	Heizkörper	
3	2	7	8		=	Weibl. Vornam.	
4	8	8	8	7	=	Haustier	
5	2	10	10	8	=	Himmelskörper	
6	8	7	4	8	3	=	junges Schwein
7	2	5	8		=	Blume	
8	8	5	8		=	Weibl. Vornam.	
9	6	8	7		=	Strand	
10	8	8	4	8		Blume	
11	2	5	8		=	Wohlfühl	

1-11 ergeben eine bekannte Karlsruher Zeitung
Alex Schäfer, Karlsruhe.

Besuchstartenrätsel



Wer den Beruf dieses Mannes wissen will, muß die Buchstaben obiger Karte entsprechend umstellen. Es ergibt sich dann eine Berufsbezeichnung mit „B“ beginnend.
Fritz Mantensfels.

Rätsel

Die zweite und dritte ist ein Knabe.
Die erste Silbe ist ein Tier,
Vor'm Ganzen schlicke deine Lüt,
Denn es beraubt dich deiner Habe.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 19. Woche

Wiberrätsel: Mit den Zahlen steigen sich die Prüfungen
Silberätsel: 1. Portal, 2. Reseda, 3. Oboe, 4. Lenin, 5. Edmund, 6. Fanne, 7. Arbeiter, 8. Rinde, 9. Traubw., 10. Eltern, 11. Hofm., 12. Augsburg, 13. Liebknecht, 14. Kaffalle, 15. Esau, 16. Mettich. „Proletarier aller Länder einigt euch!“

Loß des Frühlings

Saatengrün und Weichendust,
Lerchenwirbel, Amfelschlag,
Sonnereggen, lüde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Brauchst es dann noch großer Dinge,
Dich zu greifen, Frühlingstag?

Richtige Lösungen sandten ein: Hella Daniel, Ewald Donath, Paula Biernicki, August Glung, Frau Köhlig, Albert und Siegfried Lang, Leopold und Walter Rüdert, Karlsruhe; Emma Wader, Erwin Böck, Karlsruhe-Mühlburg, Friedrich Wörner, Karlsr.-Mühlheim, Georg Martin Nagel, Langenheinbach, Witz, Fritz, Karl Schuel, Selbach i. M., Gust. Daum, E. Waden, Kar' Augenstein, z. H. Vad Dürreheim, Friedrichsbad, G. Eng, Gaggemau.

Die Wustestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

20. Woche

Karlsruhe, den 21. Mai

1921

Maiennächte

Eugen Lehmann-Karlsruhe

Das ist der Maiennächte
entprokete Herrlichkeit —
Es trat in seine Rechte
der Frühling hochgefrettl.
Die Nachtigallen singen,
die Drosseln stöten süß,
die jungen Quellen klingen —
Wir sind im Paradies!

Verausend strömen Düste
aus Büschen flüsternd
Es duftet in die Lüfte
vom Kalikandus her.
Im frischen Walde läuten
viel süße Glöckchen fein —
Aus warmen Himmelsweiten
strahlt holdster Sternenschein.

Welch himmlische Gnade
gibt sich der Erde dar —
Engel gehn Erdenpfade
in Maiennächten klar —
Es trat in seine Rechte
der Frühling hochgefrettl.
Das ist der Maiennächte
verklärte Herrlichkeit.

Vom Latendurst

Von A. v. Gleichen-Ruhwurm*)

Mut zeigt sich nicht allein in großen Dingen.
Publius Syrus.

„Weißt du auch, was ich von meinem Ritter verlange?“
fragte die Fee den Jüngling, der mit mächtigen Worten
seinen Latendurst gepriesen hatte. Lauter als alle anderen
im Kreise.

Und sie wiederholte, was sie noch jedem als Sprüchlein
mit auf den Weg gegeben: „Du mußt das Unrecht ver-
hüten, den Bedrängten Schutz gewähren und die Unter-
drückten befreien.“

Kühnen Mutes unterbrach sie der Jüngling: „Hiesien
und Drachen will ich bekämpfen, bedrängten Brüdern Leben
und Freiheit retten, verlangt meine Kraft doch schon längst
nach großen Aufgaben und Heldentaten! Schicke mich in
ein Land, allergnädigste Herrin, wo meinem Arm die
rechte Arbeit harret!“

„Vesteige dein Roß,“ sprach die Fee zu dem Ungestümen,
„und reite bis an den Berg, der Westende heißt. Vor diesem

*) Dieses Gedicht in Prosa, wie es der Dichter nennt, ist
dem neuesten Buche A. v. Gleichen-Ruhwurms: „Gedichte in
Prosa“ entnommen, das im Verlage Julius Hoffmann, Stutt-
gart, erschienen ist.

Berge kehre um, komme zurück und berichte mir alles, was
du getan hast.“
Der junge Held bestieg sein Roß und begab sich auf den
Weg.

Das Herz schlug ihm hoch vor Ungeduld, ein Abenteuer
zu bestehen. Er spähte, ob nirgends eine geraubte Brin-
zessin schmachte oder ein Drache, kostbare Schätze hütend,
ihn mit Fauchen erwarde. Um die Mittagzeit, als die
Sonnenstrahlen das Land wie glühende Pfeile trafen,
rastete er in einem Dorfe. Da bemerkte er, daß ein Trupp
wilder Straßenjungen einen armen, halbverhungerten
Kötter, der sich ein schattiges Mädchen ausgesucht hatte, mit
Steinen vertrieb und peinigete. Der Jüngling bedauerte
den Hund, hielt es aber nicht für der Mühe wert, sich ein-
zumischen und ritt weiter, auf Abenteuer bedacht.

In einem Walde sah er Zigeuner, die aufbrachen und
den glimmenden Brand ihres Lagerfeuers unbedeckt zurück-
ließen. Dies Feuer war so leichtsinnig angezündet, daß es
drohte, auf dem trockenen Gras um sich zu greifen. Der
Latendurstige merkte es wohl, hielt es aber für verlorene
Zeit, sich darum zu kümmern.

Jetzt trabte er in das flache Land. Golden wogten die
Kornfelder im Dämmer des Abends. Aus einer kleinen
Stadt kamen halbwüchsige Burschen und Mädchen des
Weges. Sie wollten Kornblumen pflücken und Mohr. Da
überfielen sie das Feld, das zur Rechten lag, liefen hin und
her, in leichtsinnigem Uebermut die Schönen, vollgefüllten
Wehren zertretend.

Dies Benehmen mißfiel dem Jüngling, allein er fand,
daß es nicht seine Sache sei, für das mißhandelte Kornfeld
einzutreten.

Auch war es schon spät, und er mußte vor Torschluss
das Städtchen erreichen, um ein Obdach zu finden.

Mühsam machte er sich am nächsten Morgen wieder
auf den Weg, enttäuscht über den ersten latentlos vergange-
nen Tag.

Wald erreichte er einen Fluß. Er sah sich um, kein
Mensch war weit und breit. „Wenn nur jemand am Er-
trinken wäre, daß ich ihn herausziehen könnte!“ rief er
laut. Doch statt dessen kam aus dem Walde nur ein armes
Holzweib, mit einer schweren Last Reisig auf dem Rücken.
„Guten Morgen,“ sagte er in leutseliger Langeweile zu
dem Weib. „Ihr habt schwer aufgeladen für eure Kraft.“

„Ach ja,“ seufzte die Alte. „Wenn mir nur jemand den
Korb abnehmen wollte. Wenigstens für eine kurze Strecke.“

Der Jüngling dachte, es wäre doch zu lächerlich und
nicht würdevoll für einen angehenden Ritter, die Last eines
gewöhnlichen Holzweibes zu schleppen, und antwortete:
„Es tut mir wirklich leid, liebe Frau, euch nicht helfen zu
können, aber meine Zeit ist kostbar. Ich bin ausgezogen,
um große Taten zu vollbringen, Unrecht zu verhüten und
den Bedrängten beizustehen. Mit Kleinigkeiten kann ich
mich nicht abgeben.“

Er gab seinem Pferde einen Gertenjähg und ritt
weiter.

Endlich traf der Jüngling einen blinden Bettler am
Weg. „Wanderer, wer du auch immer bist,“ schrie dieser,
als er den Fußschlag hörte. „Erbarne dich! Ein treuer
Hund, der mir als Führer diente, ist von einem bösen
Jäger erschossen worden. Nun sitze ich hilflos auf der
Straße und habe niemand, meine unsicheren Schritte zu
leiten.“

Der Jüngling überlegte, daß es seiner nicht würdig sei den Hund des Blinden zu ersehen, und hielt es auch für allzu unbequem, an der Seite des Bettlers nur langsam vorwärts zu kommen.

„Es tut mir herzlich leid, euch nicht helfen zu können,“ sprach er. „Meine Zeit ist zu kostbar.“

Er ließ eine Münze in die Hand des Armen gleiten und ritt weiter. Tief enttäuscht erreichte er des Abends den Berg, der Weltende heißt.

Ein steiler Weg führte hinauf, den die Pferde eines schwerbeladenen Wagens nur mühsam erklimmen. An einer neuen Steigung spannten die armen Tiere umsonst ihre Kräfte an und die Fuhrer begann rückwärts zu rollen.

„Ist das eine Arbeit für einen künftigen Ritter?“ erwiderte trotzig der Jüngling.

Er war noch nicht außer Gesichtweite, da verlor der Wagen an einer Krummung das Gleichgewicht und stürzte in einen Abgrund. Fuhrer und Pferde mit sich zur Tiefe reichend.

Gesunken Hauptes ritt nun der Latendurstige desselben Weges zurück.

Wo er den Blinden seinem Schicksal überlassen, sah er einen Menschenauflauf.

„Was gibts?“ fragte er. „Ein blinder Bettler ist überfahren worden,“ antwortete ein Neugieriger.

Eben erhob sich der Arzt und ging zu seinem Wägelchen zurück, das an der StraÙe stand.

„Hier bin ich zu spät gekommen,“ meinte der freundliche Mann, die Leute zur Seite drängend. „Lohnt mich durch, damit ich der armen Würbel helfen kann, die unter der Last ihres Reisigs zusammengefallen ist und beide Beine gebrochen hat.“

Gebantenvoll hörte der Jüngling die Worte des Arztes und trabte weiter, von dem Vorwurf gebeinigt, daß er auch dieses Unglück vielleicht hätte verhüten können.

An dem Kornfeld angelangt, fiel ihm auf, wie schlimm es von den Blumenpflückern zerstampft war.

„Mein Feld, mein einziges kleines Feld!“ jammerte ein alter Bauer länderingend. „Mit Mühe und Schweiß habe ich dich bestellt, wer konnte dich so ruchlos verderben. War denn niemand da, dem Frevler Einhalt zu tun?“

Betroffen tritt der Jüngling vorüber.

Doch da, wo sich früher ein schöner Wald erhoben, sah er jetzt Schutt, Aste rauchende Strünke. Das Aigelnfeuer hatte den Forst in Brand gesteckt. Und in dem Dorf, in dem er Mittag gehalten, bemerkte er eine große Aufregung unter den Leuten. „Ein Hund ist im Dorf wütend geworden“, antwortete eine Frau auf seine Frage. „Zwei Kinder sind schon gebissen, und der Hund ist ins Feld gelaufen, niemand weiß wohin.“

Nun näherte sich der Latendurstige langsam und Kleinmützig dem Palast der Fee.

Sie empfing ihn mit ernstem Gruß.

„Galt du nun gelernt“, sagte sie, „daß es nicht nötig ist, mit eigener Lebensgefahr Menschen aus Wasser oder Feuer zu retten, um ihr Heil zu werden? Galt du den Wert des Keinen Dienstes zu rechter Zeit erkannt?“

Guldbeuigt beugte der Jüngling sein Knie.

Albrecht Dürer

Von Sterna Masika.

Am 21. Mai sind es 450 Jahre, seit Albrecht Dürer, einer der ersten Meister des deutschen Volkes, einer unserer größten Maler, zu Nürnberg geboren wurde. Er war ein Revolutionär seiner Kunst. Er riß sich von dem bloß Gewerbliehen, Handwerksmäßigen seiner Zeit los, um eigenen Idealen nachzuströben. Höchste Vollendung, ideale Auffassung, geistige Vertiefung wollte er für seine Kunst, und es war ihm nicht leicht in seiner Zeit, da die Malerei fabrikmäßig betrieben wurde, mit seinem Willen, mit seinen Ideen durchzudringen. Er mußte hart ringen, wie alle Meister der Menschheit, sein Können fiel ihm nicht wie eine Gabe des Himmels zu, und was ihm groß machte, und uns noch heute auf ihn blicken heißt, das war seine Kraft, seine Klarheit, mit der er den schweren Weg um Sein oder Nichtsein beschritt.

Er war ein Deutscher der Kat. Die Zeit seiner größten Entfaltung fiel in das Gähren der Reformation. Da war auch ein Schwirren und Branden, da lohten Feuer der Erkenntnis hier und dort, da redete sich nach langem Schlafe der Niese Volk und schaute ins Licht. Und trant es mit vollen Rügen, als wollte er nie wieder in die Nacht der Knechtschaft sinken. Das war der Boden, auf dem Dürer wuchs.

Er war von Italien heimgekehrt. Hatte die Schönheit italienischer Kunst voll in sich eingefogon und blieb doch deutsch. Ja gerade seine deutsche Auffassung betonte er, schlicht und tief sind seine Bilder. Seine größte Lehnmeisterin findet er in der Natur. Ihre Schönheit ganz in sich aufnehmen und sie in höchster Vollendung wiedergeben, das war sein Ziel. Und es gelang ihm auch, mit seiner Kunstanschauung durchzudringen. Man schaute auf, man ahnte, daß da ein großer Rang. Aus seinen Bildern sprach erschütternde Klarheit, edle Gesinnung, Liebe, und Hingabe.

Freilich zu dem Niesen Volk drang damals noch nichts von dem Licht dieses Sternes. Es war bisher zu tiefe Nacht. Herenprozesse, Femgerichte, Folterqualen, was nicht alles raffte über den lebenden Leib dieses Niesen; die Zeit entflammte an den Fadeln, die den Scheiterhaufen eines Johann Guch in Brand gesetzt hatten. Nun drohte neue Gefahr: Reformation, dreißigjähriger Krieg. In Venedig sagte man: Deutschland sei blind, nur Nürnberg sehe noch auf einem Auge. Da galt es Ausschlagen und den unendlich blutenden Wunden handhaben. Am 24. März 1498, Dürer stand im 25. Lebensjahr, wurde im Stadthaus zu Nürnberg ein neues Blatt in der Geschichte aufgeschlagen: es siegte die Humanistenpartei und legte die Gründung einer humanistischen, einer Poetenschule durch für die Bürgerkinder, im Gegensatz für die bisherigen Schulen der Mönche.

Der Goldschmiedssohn Albrecht Dürer war ein Glied dieses Niesen Volk, ein Kind jener Zeit. Er war kein Herrensohnlein, dem die Lateinschulen offenstanden, dem die Wege ins Leben sonig und geebnet waren. Nur der gewöhnliche Schulunterricht und des Vaters Goldschmiedewerkstatt waren die Grundlagen seines Wissens und Könnens. Aber das goldne Samenorn seiner Kunst, das ein gültiges Schicksal ihm ins Herz legte, ging doch auf und entwickelte eine wunderbare Blüte. Schon mit 15 Jahren wußte er, daß er Maler werden möchte, und gleich findet sich auch ein Meister, der sich seiner erbarmt. Nun ja, dieser Meister aber wußte nichts von eigenen Ideen, von sittlicher Kraft, die im Wilde Ausdruck finden sollte; er verstand es, gut Farben zu mischen, Licht und Schatten spielen zu lassen. Aber aus den Augen eines Christus auch seltsche Qualen sprechen zu lassen, das blieb ihm fremd. Und er lagte, wie da sein junger Lehrling mit solchen Versuchen kam, wie immer das Alte, das Hergebrachte über das Neue lacht. Da gab es gewiß noch ernste Auseinandersetzungen, wenn der Lehrling das Auge, blau und himmelwärts gerichtet, noch mit einem Funken tiefen Reides verah. Denn das war den Zeiten dieses Meisters fremd, unsahbar.

Vier Jahre blieb Dürer in dieser Lehre, um dann den Wanderstab zu ergreifen und die Welt kennen zu lernen. Und er schaute sie mit den Augen des Künstlers. Und was der große Niese an Zudungen und Weh verhäupte, das hatte wie ein Echo in des Künstlers Seele. Leid und Erlösung spricht aus seinen Bildern zu uns. Schönheit und Liebe strahlt aus seiner Sprache der Farben, die Wirklichkeit des realen Lebens liegt auf allen seinen Wätern, seine Madonna ist kein blutleeres Engelsbild, sondern die schlichte Bürgersfrau. Seine Bauern und Landsknechte, auch der heilige Antonius und Hieronymus, das sind alles Handwerker von echtem Schrot und Korn, wie wir sie in Gäß von Vertierungen dargestellt finden. Es ist Zeit für uns, sie kennen zu lernen.

Denn nach der letzten gewaltigen Erschütterung der Welt darf der Niese Volk nicht wieder einschlafen, nicht untergehen in haltloser Knechtschaft, nicht latentlos aufsehen, wie das Chaos über es hereinbricht und es zudeckt. Diesmal muß es wach bleiben, sich auf seine Kraft besinnen, sich ihrer bewußt werden, muß an seinem Leid wachsen. Ja, dieser Niese muß werden wie Albrecht Dürers Christus, dem man es ansieht: ein vom Haß gerichteter, der dennoch das Wort Liebe auf leidvollen Lippen trägt: Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Erwache Niese! Deine Zeit ist da. Folge den Meistern der Menschheit. Fühle den Ernst dieser Zeit in deinem Herzen pulsen. Und du wirst auch vom Kreuze noch Erlösung finden.

Mai-Spruch

Wer sich die Nächstenliebe erlesen,
Wer zu Gleichheit und Freiheit geschworen,
Wird in allen Lebenslagen
Das Haupt im Norden tragen!

Für unsere Frauen Erwerbstätige Frauen in früheren Jahrhunderten

Die Geschichte der alten Hofverfassungen liefert Beweise dafür, daß auch in früheren Zeiten schon zahlreiche Angehörige des weiblichen Geschlechts den Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienen mußten. Schon Karl der Große hatte in einer Wirtschaftsordnung zur Verwaltung seiner Güter folgendes verfügt: „In unsern Weiberhäusern sollen sie der Einrichtung gemäß zur bestimmten Zeit geben das Arbeitszeug, das ist Flach, Wolle, rotgefärbte Wolle, Färberröde, Wollkämme, Karbenstiesel, Seife, Schmeer und andre Kleinigkeiten, welche daselbst nötig sind.“

Als solche geschlossene Hauswirtschaft von der Städtewirtschaft abgelöst wurde, war den Frauen vielfach auch freie wirtschaftliche Betätigung gestattet. In Vries in Frankreich betrieb in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Frauen schon selbständig das Wäckerhandwerk. Als Steuerzahler mußten sie alle zwei Wochen dem Erzbischof ein Brot unentgeltlich liefern. Die Steuerlisten von Frankfurt a. M. von 1334 bis 1510 zeigen unter den Steuerzahlern alleinstehende Frauen in großer Zahl. Die Zahl der Steuerpflichtigen betrug zum Beispiel:

1334 insgesamt	2669	die der Frauen	481
1375 insgesamt	3994	die der Frauen	616
1410 insgesamt	2456	die der Frauen	568
1475 insgesamt	2782	die der Frauen	783
1510 insgesamt	2928	die der Frauen	640

Wehr als der vierte Teil aller Steuerpflichtigen wurde also zeitweise von selbständigen Frauen gebildet, wobei natürlich alle Frauen, die in Klöstern, Spitälern, Anstalten lebten, nicht mitgerechnet sind. Zweihundert Berufswörter mit Frauenarbeit werden in dieser Zeit in Frankfurt namhaft gemacht, darunter 15 Berufe, für die nur weibliche Namen vorkommen, 17 Berufe mit überwiegend oder 88 mit gleicher Beteiligung von Männern und Frauen. Hauptfachlich widmeten sie sich dem Textil- und Schneidergewerbe, der Wäcker-, Kirzner-, Wirtel-, Ferner betrieben sie das Weinsticken, Krämer-, Wirtsgewerbe und Zimmervermietten. Dies überwiegen des weiblichen Geschlechts ist zum Teil auch auf die häufigen Feste und Anlässe, zum Teil auch auf die Ehelosigkeit der zahlreichen Geistlichkeit zurückzuführen.

Nicht ohne weiteres war den Frauen der Eintritt zur Junst gestattet, die ihrem Wesen nach auf die Familie gegründet war, weshalb auch die Weissen nicht heiraten durften. Die Junstangehörigkeit war auch mit politischen und militärischen Rechten und Pflichten verbunden, wurde doch auch der Waffendienst in junstmäßiger Ordnung von den Bürgern ausgeübt. Trokdem öffnete die mittelalterliche Junst sich auch der Frauenarbeit. Der Witwe eines Meisters war es in der Regel gestattet, das Geschäft ihres Mannes weiterzuführen, wenn es auch manchmal auf die Bedingungen geknüpft wurde, sich innerhals einer bestimmten Zeit mit einem Gesellen gleichen Handwerks wieder zu verheiraten. Eine Steuerliste der Stadt Schleißstadt von 1552 zählt 11 von 12 Jünstern Witwen unter den Steuerpflichtigen auf. Zunächst war den Frauen das Gebiet des Bekleidungs-gewerbes offen. Wir finden sie beim Wollkämmen, Spinnen und Garziehen zahlreich als Rohnarbeiterinnen, die in der eigenen Wohnung (Heimarbeit) oder in gemeinsamen Werkstätten tätig waren. Ihre Arbeitsszeit wurde 1377 in Frankfurt a. M. geregelt. Als gleichberechtigte Meisterinnen in der Junst finden wir sie in Bremen, Köln, Danzig, Hamburg, Straßburg, Speyer und Ulm. Eine Münchener Satzordnung aus dem 14. Jahrhundert bestimmt: „Wer Webermeister oder -meisterin ist, der soll, wenn er will, haben einen Lehrling und eine Lernbinne, und nicht mehr.“ In Hamburg und Straßburg finden wir selbständige Leinwebereinen, in Köln gab es eine Junst von Garnmacherinnen, die eine schwächliche Wehzeit vorzschick. Auch die Schneiderjunst öffnete sich den Frauen. Eine ähnliche Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen herrschte bei den Kürschnern (Schlesien), Bädern, Wappentiden, Kürschern (Köln, Straßburg), Paternostermadern (Lübeck), Lohgerbern (Nürnberg), Goldspinnern und Goldschlägern in Köln.

Da niemand in der Junst sein durfte, der das Gewerbe nicht mit eigener Hand betreiben konnte, mußten natürlich auch die Frauen ordnungsmäßig das Handwerk erlernen.

Von hundert Handwerkern in Frankreich waren nur zwei Frauen verschlossen, darunter das der Weber, wofür ein Erlaß eine ausdrückliche Rechtfertigung für nötig hält:

„Keine Frau darf in dem Handwerk arbeiten wegen der Gefahr, worin sie ist, denn wenn eine Frau schwanger ist und der Weberfuß auseinandergelegt, könnte sie sich verunnden, so daß das Kind in Gefahr ist, und für viele andre Gefahren.“

welche bestehen und sich ereignen könnten; daher ist es für geeignet erachtet worden, daß sie nicht arbeiten sollen.“

In Frankreich finden wir sogar Jünste, die ausschließlich oder doch zum überwiegenden Teil aus Frauen bestehen, so die der Seidenpinnerinnen, der Seidenwebereinen, der Berzertgerinnen von Frauenhüten. In den Sagenen kommt nie das Wort „Meister“, stets nur das Wort „Meisterin“ vor. Neben dem Junstvorsteher (Braubhomo) steht die Junstvorsteherin (Braubfame).

Erst als die Jünste verfallen, macht sich ein Widerstand gegen die weibliche Arbeit bemerkbar, der immer mehr wächst, bis er im 18. Jahrhundert die Frauenarbeit fast ganz verdrängt.

In den nichtjünstigen Gewerben dagegen war und blieb die Frauenarbeit ohne Beschränkung. Als 1368 der Rat von Frankfurt a. M. das Geldwechselgeschäft elf Personen übertrug, waren darunter nicht weniger als sechs Frauen. Auch den Leinwandgoll der Stadt hatte eine Frau gepachtet, und die Lustitz und die Einnahme bei der Stadtwage lagen in einer augenscheinlich sehr strengen weiblichen Hand. Ebenso finden wir eine Rächlerin der Stadtwage in Lübeck.

Auch die wissenschaftlichen Berufe waren den Frauen nicht verschlossen. Hier kam in erster Reihe die Heilkunde in Betracht. Die berühmte medizinische Schule in Salerno hat im 11. und 12. Jahrhundert eine ganze Reihe von Wertinnen von großem Ruf gezählt. Vom 10. September 1391 hat sich eine Urkunde erhalten, in der Franziska, Gemahlin des Mattheus de Romana die Erlaubnis erhält, chirurgische Praxis auszuüben, da sie „nach wohlbestandenem Examen“ ein Zeugnis von der Universität Salerno erhalten habe.

Von 1389—1497 sind aus Frankfurt a. M. 15 Wertinnen bekannt geworden, darunter drei Augen- und vier Zudenärztinnen. Manche von ihnen erhielten vom Rat besondere Ehrenungen wegen Heilung seltener Krankheiten. 1361 gab es in München eine geschätzte Augenärztin.

Einen besonderen Versuch zur Lösung der Frauenfrage, die gerade im Ausgang des Mittelalters sich immer schärfer zeigte, bilden die Samenungen (Sammlungen) und die Bekleidungsanstalten. Unter Samenungen versteht man Organisationen solcher alleinlebenden Frauen, die vermögen genug waren, um die Kosten eines gemeinsamen Haushaltes zu bestreiten. Jede der Beteiligten behielt ihr Vermögen und veräußerte es. Solcher Samenungen gab es z. B. in Straßburg drei. Diese Samenungen entarteten bald, gerade wegen ihres verhältnismäßigen Reichtums. Zurzeit der Reformation verschwinden sie. Die Bekleidungsanstalten (Beguinen, Beguitten) nahmen arms alleinstehende Frauen auf, die von ihrer Arbeit sich nähren mußten. Die Gebäude wurden in der Regel von Wohlthätigen gestiftet, die dann auch wohl noch die Mittel für Holz und Kie, manchmal auch für einen Teil der Nahrung hinterließen. Solcher Bekleidungsanstalten, auch Gotteshäuser genannt, wurden z. B. zeitweise in Basel 90, in Frankfurt a. M. 57, in Straßburg 90 gezählt. Die Zahl der Injassen solcher Häuser schwankte zwischen 2 und 90. Die Städte legten großes Gewicht darauf, den weltlichen Charakter dieser Anstalten festzuhalten.

Für den Abfah ihrer Arbeitsprodukte erhielten die Bekleidungsanstalten besondere Rechte; so 1293 in Würzburg das, ihre selbstverfertigten Lächer ellenweise zu verkaufen. In Breslau durften sie 1310 auch weben und in ganzen Städten verkaufen. Noch 1515 findet sich in der Bärtembergischen Landesordnung die Bestimmung, daß man den Bekleidungsanstalten einen Wehfuß zugulassen habe.

Außerdem übernahmen die Bekleidungsanstalten die Kranken und das Besorgen der Toten. Oft wurden ihnen auch Findlinge und andere Kinder zur Erziehung und zum Unterricht übergeben. Die Meisterin des gemeinsamen Haushaltes wurde von allen Schwestern gewählt.

Diese Bekleidungsanstalten haben viel Segen gestiftet. Man darf nicht vergessen, wie viel Armut gerade unter den Frauen damals herrschte. Das Frankfurter Steuerbuch von 1410, das 568 steuerpflichtige Frauen aufzählte, bezeichnete 188 gleich 33,6 Prozent ausdrücklich als arm, während es nur 7,8 Prozent der steuerpflichtigen Männer so bezeichnete. Aber die Stiftungen, die in steigendem Maße fromme Frauen diesen Häusern zuwandten, wurden eine Quelle des Verderbens. Je reicher die Bekleidungsanstalten wurden, desto weniger straff wurde ihre Zucht; desto mehr entarteten die Injassen, so daß in der Reformationszeit die Bekleidungsanstalten schnell verschwand. Nur in den Niederlanden erhielten sie sich längere Zeit.

Auch die zahlreichen Frauenklöster wurden vielen eine Heimat. Die Tätigkeit in ihnen, wie Nähen, Weben, vor allem auch Sticken, wurde oft zu hoher Meisterschaft gebracht. Dazu wurde Abschreibbarkeit geleistet und vor allem Unterricht erteilt. Erwägt man dazu, daß jeder Bürger bereits in jungen Jahren die Möglichkeit hatte, ein eigenes Heim zu gewinnen, was eine frühe Beschließung herbeiführte, so ist es erklärlich, daß das Mittelalter eine Frauenfrage im heutigen Sinne nicht kannte.